

1. Auflage 2016

Das Original erschien 1862 im Verlag
Friedrich Schulthess, Zürich

Die Reproduktion, in welcher Form
auch immer, ist verboten. © René P. Moor

Umschlagbild

Nach dem Brand: Ortsteil von Glarus
mit dem Vorder Glärnisch

Layout und Gestaltung

René P. Moor

Bezugsquelle

Edition Wanderwerk
Rothmettlen
3664 Burgistein/Schweiz
info@wanderwerk.ch
www.wanderwerk.ch

Stachelberg, Ende Juni 1860

Ich habe Zeit, Dir Briefe zu schreiben, denn die Nässe dieses Sommers hält an. Wir haben mehr regnerische, düstre und kalte Tage. Es schneite auch diesen Monat bis auf die unteren Alpen und bis in die Nähe dieses Bades. Gleichwohl aber stärkt mich die Bergluft hier oben ungemein. Und auch das Schwefelwasser, das ich trinke und in dem ich bade, und die kräftige Bergmilch haben schon merklich geholfen, mein Übelbefinden zu mindern. Schlaf und Esslust haben sich wieder eingestellt. Angenehme Gesellschaft erheitert und verkürzt auch die nassen und trüben Tage. Entwölkt sich aber der Himmel zur Seltenheit einmal wieder, so durchwandere ich das Tal meist einsam nach allen Seiten und bin schon so gekräftigt, dass ich mehrere Stunden am Tag ohne Ermüdung auf und ab steigen kann.

Jüngst, an einem durchaus klaren und wieder recht warmen Tage war ich auf der Sandalp, am Fusse des Tödi. Der Weg führt südlich durch das Dorf Linthal hinauf zwischen meist stattlichen und wohnlichen, reinlich gehaltenen und einladenden Häusern und ihren Gärten und Gärtchen und Wiesen hinan. Zuerst am Fusse des Kilchenstocks, an dessen unterste Wand sich die katholische Kirche zu lehnen

scheint, dann oben im Dorf an der reformierten Kirche vorbei, die mit ihrem schlanken Turm weit ins Tal hinunter sieht. Weiter ging es durch die grünsten Wiesen der Auen-
güter, auf denen zerstreut noch einzelne Häuser und Stadel stehen. Ich war früh auf. Die Sonne schien noch nicht über die östlichen Berge in die Mitte des Tals. So wanderte ich in Schatten und Kühle. Die westliche Bergseite des Tals aber glänzte im frischesten Morgenschein. Herunter starrten die kahlen Hörner des Pfannen-, Schreien-, Ort- und Chamers-
stocks, mit einzelnen kleinern Gletschern und Schneeklüften. Zwischen den vielen dunkeln Tannenwäldern der Berg-
seiten prangten im hellsten und sanftesten Grün die Alpen. Ihre Hütten schimmerten und glänzten. Es donnerten und brausten die Bäche, allen voran, vom Urnerboden herunter, in immer höheren und mächtigeren Fällen der Fätschbach. Das ist der Gang einer heroischen Synfonie, eines Helden-
gedichts, einer Tragödie, eines ausserordentlichen Schicksals: Milde beginnt es unter dem Klingen der friedlichen Herden, der fröhlichen Lieder der Hirten, unter mehr Blumen als Steinen. Stellen sich diese entgegen, verursachen sie nur ein munteres Rauschen und Springen. Sie sind die Vorboten der immer höheren Hindernisse, die in den Weg treten, der Schwierigkeiten, durch welche die Bahn gebrochen und mit Wagnissen erkämpft werden muss. Oben im flachen Talboden, wo der Bach die feinsten Kräuter, Blumen und die Lämmer tränkt, würde niemand ahnen, mit was für einer unnahbaren Gewalt, ja mit was für Schrecken er mit immer grösseren Kräften in immer grössere Kämpfe stürzt.

Dieses Schauspiel fesselt uns immer wieder. Wir sehen in das Leben des Einzelnen und der Völker. Vor Augen sind uns die ewigen Gegensätze gestellt: der blaue Himmel, der klare Firn, das sanfte Grün der Matten, die Fülle der Blumen und die nackten, noch nie erstiegenen Felshörner, die schwarzen Wände, die dunkle Felsenschlucht und durch diese hernieder die graue, schäumende, tobende Flut, welche die Wettertanne unterwühlt, stürzt und zerschellt, den Fels bricht und ihn hinunterschleudert und selber herabsteigt, immer donnernder und fliegender und endlich unter Staubwolken und mit erschütterndem Tritte im Tal steht und einen sanfteren Lebensabschnitt beginnt. Immer wieder verweile ich vor diesen Sturzbächen, denn ihr Schauspiel ist jeden Augenblick ein neues, dieselbe Orgelmusik, aber mit immer neuen ergreifenden Wendungen. Ein Bild auch des unerschöpflichen, übersprudelnden göttlichen Reichtums und der göttlichen unwiderstehlichen Macht, welche in der Felsenschlucht die Bäume, Blumen und Kräuter erfrischt, dass sie in keinem Garten frischer prangen und wieder in wenigen Augenblicken durch den Schutt des Gebirges weithin und auf Jahre hinaus überschüttet und zerstört, was grünt und blüht. Nicht der Sturz des Wassers an sich erfreut uns, sondern dass seiner Gewalt die ganze Umgebung entspricht, dass es wie vom Himmel kommt, dass es so mächtig braust im totenstillen Felsgebirge, dass es so silbern glänzt in der schwarzen Schlucht, dass es neben den friedlichsten, sanftesten Alpenwiesen herunterrast. Das alles macht den Giessbach zum Gemälde, zur immer neuen bedeutsamen Dichtung.

Etwas südlich vom Fätschbach fällt auf der westlichen Seite des bald sich schliessenden Tales an der hohen grauen Felswand der Schreienbach herunter als ein Silberguss ohne Hemmnis und ohne emporstäubende Aufstürze, eine ununterbrochene Segensergiessung von oben. Trittst du näher, so sind es viele einzelne Bäche, die herunterstürzen, viele kleinere Säulen, die sich zu einer gewaltigen kristallinen Säule zusammenschliessen, wie die Säulenbündel im Dome sich zu einem mächtigen Pfeiler aneinander lehnen. Ein solcher starrer Pfeiler wird der Bach im Winter, dicker und höher als keiner auch im grössten Münster steht. Und eines Tages, wenn der Föhn auch nur sanft herniederhaucht, bricht der Pfeiler zusammen und seine Trümmer liegen im Bett der Linth wie ein kleiner Gletscher. Aber nicht nur sanft haucht der Föhn hernieder, sein Odem wird oft auch Sturm und Orkan, bricht Bäume und Fels, und rast das Tal hinunter, dass alte Landesordnungen verbieten, ein Feuer anzuzünden, weil der Föhn in wilder Gier nach der Flamme verlangt und, wo er sie hervorlocken kann und sie ihm zu eigen wird, beide vereint ein schreckliches, allzerstörendes Hochzeitsfest begehen, wie wenn sich der Freiheitssturm und die Verwilderung verbinden, der Glaubenshass und die Glaubenswut: Da entbrannten und rasten weithin die Bluthochzeiten. Aber jetzt hauchte nicht einmal der Föhn, sondern ein sanfter Ostwind machte den Morgen noch frischer und erquickender und wehte den Duft aus den blumigen Wiesen und den wohlriechenden Wäldern entgegen. Nur die weit dröhnenden Fusstritte des zu Tal steigenden Fätsch-

bachs erinnerten an das wechselnde Schicksal und dass sich auch unter den grünsten Matten des friedlichsten Tales die Pforten der Hölle öffnen können. Aber der frische Ostwind wehte den Schreienbach als eine vom hohen Felsenturm niederwallende festliche Flagge lustig hin und her zwischen den grünen Teppichen, Blumen und Kränzen der den Fels umgebenden Matten und Wälder. Die herbeiwinkende geschwungene Flagge schimmerte silbern im Morgenlicht mit ihren blumigen Säumen von regenbogenfarbigem Edelgestein.

Nicht weit südlich vom Schreienbach führt der Pfad auf einem Steg über die schon daherstürmende Linth und ihr graues Gletscherwasser und dann eine Schutthalde hinan zu der von hier aus noch nicht sichtbaren Pantenbrücke empor. Die Schutthalde mag einst eine blühende Wiese gewesen sein. So wechselt im Leben Segensüberströmung und Verschüttung. Der Pfad leitet unmittelbar aus den grünsten Matten durch die Trümmer eingestürzter Bergzinnen und den Schutt der Unwetter, unter welchen vielleicht für immer die schönste Alp begraben liegt.

Oberhalb der Schutthalde führt der Steig durch Felsen und Tannen empor. Das Tal wird immer enger. Die Wände des östlichen Selbsanfts und des westlichen Gemsistocks berühren sich mit ihren Fussgestellen. Nur die wilden Wasser der Höhen, die hernieder donnern, haben sich eine Schlucht des Durchgangs gebrochen. Über diese trägt die Pantenbrücke. Vor wenigen Jahren hinuntergestürzt, ist sie wieder aufgebaut worden, hochgewölbt, dass auch die höchstge-

schwellenen Fluten ihren Bogen nicht erreichen. Er würde auch, und wäre er noch so fest gebaut, ihrer Wucht und Gewalt und den Felsen, die sie oft herunterstürzen, nicht lange widerstehen. Es ist keine breite Brücke für den Welthandel, wie die Teufelsbrücke auf dem Gotthard, über welche der Postwagen geht. Über die Pantenbrücke schreitet nur der einsame Hirte, der Holzhacker, oder es lenkt der Senn mit Sorgsamkeit seine Herde langsam hinunter und der Schäfer seine Lämmer und Ziegen. Das abgeschlossene Tal zwischen den engen, dunkeln und himmelhohen Felsen, im Schatten des Waldes, im Tosen der rings herunterstürzenden Wasser, ist eine schauerliche Einsamkeit. Doch stehst du auch lange allein auf der Brücke und siehst hinauf in den mächtigen Fall der herabschäumenden Linth und will weder von unten noch von oben dir ein Senn oder Hirt oder ein Wanderer begegnen, so bleibt doch die Brücke selbst und der Pfad, zu dem sie hinüberführt, eine Art von Gesellschaft, denn der Steig wird doch wieder zu Menschen und ihren Hütten und Herden führen¹.

Aber wo du jenseits den engen Steig emporklimmst, stets hart über den wilden Wassern zwischen den Felsblöcken hindurch und den Baumstämmen und dem Wurzelgeflecht, wird die Schlucht immer dunkler und schauriger. In den mächtigeren Sandbach, den Hauptquell der Linth, stürzt der Lämmer- und dann der Altenorenbach, weiter oben der Biferten- und Stafelbach. Wendet sich der Steig einige Schritte

¹ Siehe auch Julius Albert, Wanderungen nach und in Graubünden, Seite 30, Edition Wanderwerk, 2016

seitwärts, entziehen sich die Wasser dem Auge, so hörst du sie tief unten durch die Kluft donnern. Es ist dir, als ob das Gebirge erschüttert werde. Aber wenn du wieder umwendest, schimmern und brausen die Stürze die dunkle Kluft herab. Von einem heruntergestürzten Felsblock zum andern führt ein schaukelnder Steg ohne Geländer. Bräche er oder du entglitest, sähe man dich im selben Augenblick von der furchtbaren Gewalt der niederschliessenden Wasser an die Felsen geschmettert und zermalmt. Du würdest dich bei einbrechender Nacht, welche in dieser Schlucht die Dunkelheit selber ist, schwerlich oder nur an eines Führers Hand über diesen schwankenden Steg wagen. Und wohl uns, dass wir nicht sagen müssen: «Aber ach, der Führer fehlt!»

Du steigst noch höher hinauf. Die Kluft wird weiter, die Aussicht offener, und auf einmal siehst du zum Tödi hinauf. Du bist viele Stufen zu ihm emporgestiegen und jetzt strahlt sein Thron herab. Keine weisse Frühlingswolke ist strahlender, kein geläutertes und poliertes Silber blanker, kein Kristall reiner und glänzender als dieser Stuhl der Majestät. Sein Grund und Bau ist das Urgebirge, die grünen Matten und Schneegefülle die Teppiche seiner Stufen, die Gletscher seine in alle Ferne glänzenden und Segen spendenden Schätze, die vorüberziehenden Wolkenheere sein Baldachin, die Morgen- und Abendröten, die herniederschimmernden Himmelswelten seine Krone, seine Stimme der kühlende Hauch oder der Donner der Wetter, der zerspaltenden Gletscher und der herniederbrechenden unzähligen Güsse.

Auge und Herz blieben jetzt empor gerichtet. Ich sass

unter schattigen Bäumen auf einem Hügel bedeckt mit Gras und weichem Moos und den mannigfaltigsten Alpenblumen, und genoss lange den Anblick des herniederstrahlenden Tödi. Ich sass wie auf einer höheren Stufe des Altars und schaute in das erhabene Heiligtum und zu seiner glanzvollen Herrlichkeit empor.

Die Unendlichkeit stand vor mir, aufsteigend aus unergründlichen Tiefen, aufgetürmt Gebirge über Gebirgen in unermesslichen Massen, in unerschütterter Festigkeit, in Formen, Höhen und Breiten und Massen, gegen welche menschliche Bauwerke ein Kinderspiel sind. Alles herableuchtend mit himmlischem, nie erblassendem, stets wieder neu verklärtem Glanze. Das Brausen der neben mir hinabstürzenden Wasser und der aus den nahen Gletschern hoch herab durch Wiesen gleitenden, durch Felsen brechenden Bache war mir der Lobgesang in diesem Heiligtum, der Wohlgeruch der Blumen und Wälder, ringsherum der Duft des Weiherauchs. O, dass man oft in dieses Heiligtum hineinblicken könnte! Denn die Seele dürstet nach Unendlichkeit, sie kann sich am Himmel und am Meer und Strom, an der hohen Alpen- und Gletscherwelt nie satt sehen. Jedes, die Unendlichkeit uns darstellende, sie wiederstrahlende Kunstwerk, sei es der Dom oder Psalm oder des Helden Bild, zieht uns immer wieder an und erhebt und stärkt und läutert die Seele.

Und Heil uns: Wir schauen in solch ein Heiligtum der Schöpfung hinein nicht, als wäre es erbaut von Göttern oder von einem uns unbekanntem Gott oder, wie sie unverständi-

ger als die Heiden sagen, von der Natur. Der ist uns gepredigt, welcher dem, das nicht ist, ruft, dass es sei. Die uns so hoch herab leuchtende Reinheit und Lauterkeit, die uns so mächtig emporhebende Hoheit, die uns umgebende Milde und Schönheit, sie spiegeln uns nur den Einzigen, das Ebenbild Gottes, den Erstgeborenen aller Kreatur, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Der Blick in solch ein Heiligtum der irdischen Schöpfung erfüllt uns mit Ahnungen von Herrlichkeiten der zukünftigen Welt, und wir hören die Ströme rauschen des ewigen Lebens. Und hätten wir diesen Glauben nicht, so würden uns nur Leicht- oder Trübsinn, Hoffnungslosigkeit und Schrecken durchs Gebirge begleiten.

Kirchengeläut aus dem Tal scholl zu mir herauf und mahnte mich an den heiligen Fridolin, welcher zuerst diesen Tälern das Wort des Lebens verkündete, und in diesen Bergen die Predigt vom Berge und Golgatha, der Höhe, die über alle Höhen erhaben und der Berg ist, von dem unsere Hilfe kommt. Das Geläut mahnte mich auch zur Rückkehr. Ich war lange im Schatten und in den Blumen gesessen und dann noch weiter hinaufgestiegen.

Im Hinuntergehen wandte ich mich noch oft nach dem Tödi um. Als ich tiefer in die Schlucht hinabkam, welche nun keine Aussicht mehr bot, hatte ich Zeit, mich an den Wundern der Blumenwelt zu erbauen. Hier ist für den Kenner eine Fülle des Seltensten und Feinsten. Durch diese schwarzen Wände weht reine Luft. Das Licht wirkt hier kräftiger und wärmer. Ein beständiger Tau aus den schäu-

menden Wassern trinkt alles, was grünt und blüht. Über die mächtigen Felsblöcke sind die buntesten Blumenteppeiche gelegt. Andere Felstrümmer sind an ihrem Fusse mit Moos und Farn und Gräsern umgrünt und stellen sich oben als Blumentische dar, wie der reichste Garten sie nicht feiner und mannigfaltiger schmücken könnte. Dieselbe Hand, welche hoch über den Wolken das Urgebirge zerbrach und zerbröckelte und die Hörner ins Tal warf, hat hier alle Kräutchen und Blümchen mit der wunderbarsten Feinheit und Schönheit gebildet. Sein Hauch gibt ihm die Zartheit und Frische, sein Odem den Duft, den Schmelz und die Sättigung der Farbe. Ich lege Dir hier einige der selteneren Blumen und Blümchen bei, die ich Dir eingelegt habe, so sorgfältig, als es mir möglich war.

Stachelberg, Anfang Juli 1860

Heute regnet es wieder, und so habe ich Zeit, Dir noch vom Abend jenes Tages zu erzählen, den ich am Ende des vorigen Monats droben auf der Sandalp zugebracht habe.

Der Tag war heiter und warm geblieben. Als ich gegen den Abend wieder ins Tal hinunter kam, hatte ich eine Erfrischung nötig und fand sie in dem kleinen Tödi-Wirtshaus in der Nähe des Schreienbachs. Diesen hatte ich, während ich ausruhte, vor mir und zwar so, dass er gerade vor mir niederstürzte und mit seinem weit heraus spritzenden Wasser von der Felsenwand bis zu seiner äussersten Linie einen Teil des Landschaftsbildes vor mir füllte. Ich sass nämlich vor dem Wirtshäuschen im Schatten am Tisch, hatte zu meiner rechten Seite die begrünnten Abhänge der Baumgartenalp, zur linken Seite die Linth und unmittelbar zu dieser herabsinkend die nackten Felsenwände der Altenorenalp, eines Fussgestelles der Clariden, über welches hinaus eben der Schreienbach eines Falles herunter braust. Jetzt bei der ruhigen Luft erschien er wie ein herunterwallender, seidenrauschender Schleier. Durch sein Silber hindurch sah ich einen Teil der grünen Landschaft, die Wiesen des Tales, die Alpen, Felsen und Wälder der Höhen und weiter ins Tal hinaus